

Bernhard Spielberg

Ladenhüter oder Laboratorium?

**Milieusensible Pastoral –
die letzte Chance für die Pfarrei**



»Wenn ich nicht bei der Kirche arbeiten würde, würde ich in der Pfarrei wahrscheinlich auch nicht auftauchen«, sagt der junge Pfarrer bei einer Fortbildung. »Für Leute in meinem Alter gibt es da nichts – erst recht, wenn sie keine Kinder haben.« Diese ebenso ehrliche wie tiefgehende Feststellung bringt es auf den Punkt: Die Pfarrei ist nicht mehr das, was sie einmal war. Als einstmals all(ein)zuständige pastorale Instanz und gemeinschaftlich geprägte Standardform kirchlichen Christseins hat sie ausgedient. Und zwar nicht nur für die so genannten Kirchenfernen, sondern auch für eine ganze Reihe ehren- wie hauptamtlicher kirchlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, für die die Pfarrei weniger Raum der Erfüllung denn der Prüfung der eigenen Glaubensstärke ist.

I. Krisenherd und kleine Herde – Was der Pfarrei zu schaffen macht

Verwunderlich ist diese Wahrnehmung nicht. Schließlich laufen die Konfliktlinien kirchlicher und gesellschaftlicher Entwicklung an keinem anderen Ort so zusammen wie in der Pfarrei. Hier ist zu erleben, was die kirchliche Statistik in nüchternen Diagrammen konstatiert: die sinkende Zahl der Gottesdienstbesucher, die abnehmende Zahl der Taufen oder die geringe Zahl der Neupriester. In der Pfarrei bekommen diese Zahlen Gesichter. Hier werden darüber hinaus die diözesanen Pastoral-, Personal- und Strukturpläne konkret. Die Errichtung größerer pastoraler Räume, veränderte Schlüsselzuweisungen für Gebäude und neue Stellenpläne hinterlassen ihre Spuren.

Weitaus tiefgreifender als die finanziellen und personellen Veränderungen prägen jedoch die soziokulturellen Wandlungsprozesse der vergangenen Jahrzehnte die Lage der Pfarrei. Mit zunehmender Individualisierung und Pluralisierung – auch innerhalb der Kirche – werden zwei vermeintliche Selbstverständlichkeiten pfarrlicher Präsenz und Praxis in Frage gestellt: zum einen ihr pastorales Monopol auf die Begleitung und Steuerung aller Lebensphasen und -fragen, zum anderen ihr exklusiver Status als *die* lokale Agentur der Kirche. Auf beide Herausforderungen wurde und wird jedoch vor allem defensiv reagiert.

Die mit der Moderne verbundene, weggebrochene Steuerungsmöglichkeit über die Biographie der eigenen Mitglieder wird in der Pfarrei oft nicht als Befreiung, sondern als Bedrohung erlebt. So wird angesichts wachsender Individualisierung das verlorene Pastoralmonopol weiterhin kräftezehrend inszeniert. Der territorial umschriebene, pastorale Verantwortungsbereich wird weniger als Freiheitsraum verstanden denn als Anspruchsrahmen. Vor diesem Hintergrund messen sich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an Idealen einer – meist fiktiven – Glanzzeit pfarrlichen Lebens, an denen sie letztlich nur scheitern können. Deutlich wird diese Denkstruktur etwa dann, wenn ein Pfarrer verkündet, er sei Seelsorger von mehreren tausend Gläubigen. Das kann für beide Seiten nicht gut ausgehen.

Im Zuge der Pluralisierung und der mit ihr verbundenen Professionalisierung des kirchlichen Lebens muss die Pfarrei erkennen, dass sie nur noch einer unter vielen kirchlichen Orten ist – neben dem Kindergarten, der Beratungsstelle, dem Jugendverband, dem Krankenhaus, der geistlichen Gemeinschaft, der Selbsthilfegruppe, der Akademie und dem Museum, um nur einige zu nennen. Zwischen diesen Orten und der Pfarrei besteht jedoch ein Unterschied: Während erstere von ihrer Professionalisierung profitieren, sieht sich letztere nicht selten als diejenige, die dabei einfach übrig blieb. Dementsprechend richtet sie ihre Angebote häufig an die, die von der liturgischen, spirituellen, intellektuellen oder caritativen Konkurrenz übriggelassen wurden. Es bleibt die kleine Herde – mit einem mehr oder weniger gefestigten Selbstbewusstsein.

Die beiden Entwicklungen haben über die Jahre zu dem Phänomen geführt, das nun die Studie zu religiösen und kirchlichen Orientierungen in den Sinus-Milieus® plastisch vor Augen führt: Das zentrale Problem der Kirche ist nicht der Mangel an Geld und Personal. Es ist die Exkulturation, also die wachsende (Selbst-)Distanzierung der Kirche von den kulturellen, ästhetischen und sozialen Erfahrungsräumen und Ausdrucksformen der Menschen dieser Zeit. Diese Exkulturation zeigt sich insbesondere in der Pfarrei. Sie stellt nur noch für einen Bruchteil der Menschen – vor allem aus den Milieus der »Traditionsverwurzelten« und der »Bürgerlichen Mitte« (zum Teil fachkundig und kritisch

begleitet von »Konservativen« und »Postmateriellen«) – den Ort dar, an dem sie die Lebensrelevanz des Evangeliums und die »Evangelienrelevanz« ihres Lebens erfahren können. Die anderen bleiben weg, und zwar vor allem, weil ihre Fragen dort nicht beantwortet und ihre Sprachen nicht gesprochen werden.

Die Grenzen zwischen den Lebenswelten werden in der Pfarrei nachhaltig abgesichert durch ein ungeschriebenes Gesetz: Das pfarrliche Standardprogramm hat die ästhetischen Erwartungen von Menschen aus den Milieus der »Traditionsverwurzelten« und der »Bürgerlichen Mitte« zu bedienen. Wer dem als Seelsorger nicht entsprechen möchte, ist begründungspflichtig. Und wer – etwa im Sinne missionarischer Pastoral – Menschen aus anderen Milieus ansprechen möchte, muss das als Zusatzprogramm leisten. Genau deshalb entzündeten sich Debatten, wenn das Alpenveilchen auf dem Altar einer einzelnen schlichten Blüte weichen soll, die sonntägliche Frühmesse einer abendlichen Jazzmesse oder die klassische Maiandacht einer körperbetonteren Form des Betens. Ganz abgesehen vom Mut, der dazugehört, soziale Fragen wie Jugendarbeitslosigkeit oder Armut vor Ort auf die Tagesordnung der Kirchenverwaltung zu setzen.

Dabei gibt es – außer der Tradition, die oft nicht länger als ein paar Jahrzehnte währt – keinen Grund für diese Selbstbegrenzung. Schließlich finden sich katholische Christen in allen Milieus mit Ausnahme der »DDR-Nostalgischen« in durchschnittlich recht hoher Anzahl. Allein in den jungen Milieus der »Modernen Performer«, der »Experimentalisten« und der »Hedonisten« finden sich im Jahr 2006 laut Sinus Sociovision gut 30% der Katholiken. Aus welchem Grund darf sich eine Pfarrei von fast einem Drittel ihrer (zumindest formellen) Mitglieder ästhetisch – und damit auch ihren Fragen und Themen – verweigern? Das Selbstbewusstsein der Hochengagierten, die einzig richtige Form christlicher Alltagskultur für sich gefunden zu haben, an die sich alle anderen anpassen müssen, reicht als Begründung nicht aus.

II. Aufbrechen oder untergehen.

Warum es (immer noch) um die Pfarrei geht

Die Pfarrei hat es nicht leicht. Das zeigt die so genannte Sinus-Studie auf den ersten Blick. Ausgedient hat sie jedoch noch lange nicht. Deshalb sollte sie auch nicht einfach aufgegeben werden. Das offenbart ein zweiter Blick auf die Ergebnisse der Untersuchung.

Ganz allgemein befragt nach den Wahrnehmungen von Kirche und den Erwartungen an sie, antwortete der Großteil der Interviewpartner mit Erfahrungen oder zumindest Klischees aus dem Kontext der konkreten Kirche vor Ort, aus der Pfarrei. Dabei zeichnen sie zwar keineswegs immer ein positives Bild. Die Antworten machen aber deutlich: Die Kirche, diese für nicht wenige Menschen abstrakte Institution, wird maßgeblich mit der Pfarrei und den dort agierenden Personen identifiziert. Das mag Fernstehenden selbstverständlicher erscheinen als Kennern der katholischen Szene, die sich durchaus fragen könnten, warum die Ehre der primären Assoziation mit dem Begriff Kirche nicht etwa der Caritas, dem Bildungsbereich oder der Verbandsarbeit zuteil wird. Man mag diese Identifikation von Kirche und Pfarrei bedauern, weil sie einen Großteil kirchlicher Realität ausblendet. Für die Gestaltung der kirchlichen Präsenz in einer pluralen Gesellschaft ist sie ein wesentlicher Anknüpfungspunkt. Denn sie zeigt: Die Kirche vor Ort hat eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die buchstäbliche Wahrnehmung und die Glaubwürdigkeit der Kirche als Ganze. Dementsprechend ist die Pfarrei also nicht nur der Ort, an dem fundamentale Konflikte der Kirche in der Gegenwart sichtbar werden. Sie ist auch der Ort, an dem sie zu lösen sind.

Pfarreientwicklung bedeutet vor diesem Hintergrund, auf den verschiedenen Ebenen dafür zu sorgen, dass die Kirche vor Ort der Vielfalt der Lebenswelten Raum – oder besser: Räume – öffnen kann. Räume, in denen Menschen aus den unterschiedlichen Lebenswelten die Lebensrelevanz des Evangeliums und die »Evangelienrelevanz« ihres Lebens erfahren können. Eine Pfarreientwicklung in diesem Sinne ist im Übrigen keine Option unter anderen. Sie ist letztlich die einzige Chance der Kirche vor Ort, wenn sie vermeiden will, dass in Zukunft Pfarreien

nicht länger als Orte der Kirche, sondern als Orte der Erinnerung an die Kirche wahrgenommen werden.

III. Wurzelbehandlung statt Schönheitsoperation.

Welche Konsequenzen sich für die pastorale Planung ergeben

Ist eine solche Entwicklung der Pfarrei zum Vernetzungsraum pluraler und milieusensibler pastoraler Orte überhaupt noch vereinbar mit den gegenwärtigen Strukturplänen deutscher Diözesen? Ist sie nicht ein pastoraltheologisches Luxuskonzept jenseits der pastoralpraktischen Alltagsorgen in den Seelsorgeämtern und Pfarrhäusern?

Sie ist es nur für diejenigen, die tatsächlich glauben, man könne auch in fünf oder zehn Jahren noch so weitermachen wie bisher; für diejenigen, die glauben, mit strukturellen Schönheitsoperationen die tiefen Sorgenfalten der letzten Jahrzehnte glätten zu können. Ein großer Teil derer, die Verantwortung für die pastorale Planung tragen, ist sich jedoch durchaus bewusst, dass mit den diözesanen Strukturplänen zwar die drängenden institutionellen Probleme erkannt und kurzfristig meist auch zufriedenstellend gelöst werden. Sie wissen aber auch, dass es in Zukunft eine neue Art und Weise kirchlicher Präsenz vor Ort braucht, wenn größere »pastorale Räume«, »Pfarreiengemeinschaften« oder »Seelsorgeeinheiten«, um nur drei Begriffe zu nennen, nicht einfach die Fortsetzung der bisherigen Praxis auf einer anderen Ebene ermöglichen sollen.

Damit dies gelingt, ist neben der Auseinandersetzung mit den statistischen Daten zum Kirchenmitgliederverhalten, zum Personalbestand und zum Kirchensteueraufkommen vor allem eines wichtig: die kreative Bearbeitung der Exkulturation. Die Zukunft der Kirche vor Ort wird schließlich nicht so sehr davon abhängen, wie gut es einem Bistum gelingt, sein Personal zu verteilen, sondern wie es ihr selbst – also auch jeder Pfarrei – gelingt, Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art (GS 1) wahrzunehmen und zu teilen. Für die diözesanen Entwicklungsprozesse seien vor diesem Hintergrund drei Impulse festgehalten:

Räume verkleinern

Die größeren Strukturen der »Seelsorgeeinheiten« bereiten zweifelsohne den institutionellen Weg für die künftige Gestalt der Kirche vor Ort. Sie bringen diese Gestalt aber nicht automatisch hervor. Neben einer Vergrößerung der Pfarreien, die nicht nur im Blick auf das Kirchenrecht klare Verhältnisse und Freiheitsräume schaffen kann, braucht es auch eine Verkleinerung der Strukturen. Während Pfarreientwicklung den Vernetzungsrahmen schafft, ermöglichen Gemeindebildungsprozesse das Wachstum unterschiedlicher pastoraler Orte. Denn nur sie werden in der Lage sein, Menschen milieusensibel anzusprechen.

Amateure fördern

Die Situation erscheint paradox: Die Abnahme der gesellschaftlichen Wahrnehmung der katholischen Kirche in Deutschland wird in einer Zeit dokumentiert, in der so viele Personen wie nie zuvor hauptberuflich in Schule und Caritas, im kategorialen und im pfarrlichen Bereich für die Kirche arbeiten. Die Professionalisierung in den vergangenen Jahrzehnten hat in den Pfarreien häufig dazu geführt, dass die Amateure – also diejenigen, die im Wortsinn mit Liebe bei der Sache waren – durch fachlich hochqualifiziertes Personal ersetzt werden konnten. Es wäre zu untersuchen, ob die zunehmende Verhauptamtlichung elementarer pastoraler Vollzüge mitverantwortlich ist für die wachsende Exkulturation.

Milieusensible Pastoral braucht Amateure. Denn sie verlangt eine große Palette an Sprachen und Ausdrucksformen, um Menschen auf Augenhöhe zu begegnen. Die Aufgabe der Profis wird es sein, diese »Verbindungsoffiziere« – wie es ein Militärseelsorger formuliert hat – zu fördern und für eine Kultur versöhnter Verschiedenheit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu sorgen (engl. diversity management).

Experimentierorte schaffen

Die Entwicklung einer veränderten kirchlichen Präsenz vor Ort wird sich nicht als Zusatzaufgabe für besonders fleißige pastorale Akteure realisieren lassen. Sie verlangt den Abschied von manch lieb gewordenen alten Strukturen und Gewohnheiten. Und sie hat die Aufgabe des All(ein)zuständigkeitsanspruchs zur Voraussetzung. Es tut aber allen Beteiligten gut, wenn der Blick sich nicht länger darauf richtet, was »nicht mehr« geht, sondern was »schon« möglich ist. Was das konkret bedeutet, lässt sich nicht theoretisch beschreiben. Es wird erprobt werden müssen.

Wenn Pfarreien wirklich die Orte sind, an denen sich die neue Gestalt der Kirche zeigen wird, dann braucht es Pfarreien, an denen die Zukunft auch in Freiheit erprobt werden kann: Labore, in denen mit den eigenen Talenten gewuchert wird – ohne Rücksicht auf bewährte Killerphrasen und mit Rückendeckung der Leitungspersonen. Es gibt bereits Pfarreien, die sich selbst ein Sabbatjahr verordnet haben: ein Jahr, in dem man den Ballast abwirft, der sich im Programm mit den Jahren festgesetzt hat, und in dem man überlegt, was so unerlässlich, so wertvoll oder so schön ist, dass man es auch weiterhin pflegen möchte.

Eine pastorale Planung, die diesen Namen verdient, kommt nicht umhin, sich konstruktiv mit der Pluralität der Lebenswelten auseinanderzusetzen. Sie gibt sich nicht zufrieden mit Schönheitsoperationen, die wenigstens den Anschein aufrechterhalten, die Zeit könne der Kirche nichts anhaben. Pastorale Planung heißt vielmehr, eine Wurzelbehandlung zu wagen und den Menschen von heute wie dem Evangelium auf den Grund zu gehen. Die Kirche vor Ort wird das Laboratorium dafür sein, wenn sie nicht zum Ladenhüter unter den kirchlichen Sozialformen werden will.